

# **Das Duell**

**Eine Kurzgeschichte über den dramatischen Konflikt der Ar-  
ten**

**Kurzgeschichten aus Schradak Nahk**

**Von Leonard Oetzel-Pfeiffer**

## Das Duell

Athelias Torn stand an den Zinnen der Stadtmauer und schaute so entschlossen auf den Feind hinab. Sie hatten sich außerhalb der Reichweite ihrer Katarpulte aufgebaut und genug Platz zwischen ihren Zelten gelassen, sodass sie bei dem bevorstehenden Angriff eine ordentliche Schlachtfformation einnehmen konnten.

Torn schaute gegen die Sonne, zog die Augenbrauen zusammen und kniff die Augenlider zu, um etwas zu erkennen. Jenes angestrengte Schauen verlieh ihm den Anschein von Entschlossenheit. Seine Oberschenkelmuskeln zitterten dicht oberhalb der Knie und seine feuchten Hände krallten sich an dem rauen, durch die ewige Sonne der Junor Tallis ausgebleichenen Stein der Stadtmauer fest.

*Wellerhall darf nicht fallen. Es darf einfach nicht.*

Die Garnisonsstadt am Orosee war die letzte Bastion. Wenn Wellerhall an die Varikana ging, würden sie durch die Kogas-Enge marschieren und stünden in einer Woche vor Pinita, der Großen Stadt des Südens; und wenn Pinita fiel, würde der ganze Freie Westen in Gefahr geraten.

Torn wusste, sie hatten nicht die Soldaten, die Varikana aufzuhalten. Es waren zu viele Rüstungen, auf denen sich das Sonnenlicht brach. Er dachte an seine Seekriegsausbildung und das Glitzerspiel der Sonnenstrahlen auf der Meeresoberfläche. Wie unbekümmert jene Tage des Trainierens und Debattierens doch gewesen waren. Tewi, seine Schwester, die zu jener Zeit bereits als dritte Offizierin an Deck des Ausbildungsschiffes Orin-Pre ihren Dienst verrichtet hatte, lag nun am Grunde eben jenen schönen Meeres, das er naiv bewundert hatte.

Wellerhalls Flotte war vor drei Wochen vernichtet worden. Eine Woche später hatten sie ihre Reiterei in der offenen Schlacht verloren. Die Varikana waren

schnell durch die riesige Ebene vorgerückt, die sich zwischen ihrem Reich und dem Orosee erstreckte, hatten zahlreiche Dörfer erobert und hatten in weniger als zwei Tagen Scheunen an einem Ort ab- und einige Kilometer weiter wieder aufgebaut. Die Reiterei war irritiert zwischen sie geritten, um sie nach Flüchtlingen zu durchkämmen – und war ins Kreuzfeuer der berüchtigten varikanischen Lanzenwerfer geraten.

In Wellerhall selbst verkrochen sich nun zehntausend Soldaten, wenige hundert Reiter und viel zu viele Bauern, Händler, Gelehrte und Landadelige, die in ihrer kopflosen Flucht, alles, über verderbliche Lebensmittel bis hin zu Tieren und nun wertlosen Talern mitgebracht hatten; nur keine Waffen – und noch weniger Mut.

Sie warteten nun als nahezu nutzlose Platz- und Rationenverbraucher in den Tavernen, Ställen und auf den Straßen. *So viele. So viele, die ich nicht schützen kann. Werde.*

Und da machte Athelias Torn sich nichts vor. Die Varikana-Armee erstreckte sich über sein ganzes Sichtfeld. Dreihunderttausend sollten es sein, die alles zertrampelnd auf sie zu walzten. Sie hatten bereits eine Phalanx aus weißen Zelten errichtet, da strömten immer noch mehr herbei und füllten das Feld von hinten auf.

Der erste Angriff würde vielleicht noch heute erfolgen. Eine Vorhut würden sie schicken aus zwei- vielleicht dreitausend Soldaten, mit Leitern und einigen Bogenschützen. Die Katapulte waren erst am Abend in Stellung und würden dann die Nacht über feuern. Am Morgen würde die Stadt brennen und die Mauer an vielen Stellen durch den Beschuss zusammengebrochen sein. Dann kam der erste richtige Angriff. Vierzigtausend, mindestens. Von drei Seiten. Wenn sie richtig Pech hatten, würden die Varikana sich die Mühe machen und von der Seeseite mit Booten den Hafen stürmen. Wenn sie das taten, hätte das die Folge, dass Wellerhall noch vor dem Mittagessen in ihrer Hand war und nicht erst danach. Torn wandte sich von seinem schrecklichen Schicksal ab.

Die Mauer war nur fünf Meter dick und keine sieben hoch. Es war ein plum-  
pes etwas, das vor Schwerfälligkeit nicht einmal vor dem Tode davonroben  
konnte. Das Haupttor lag direkt unter seiner Position. Darüber war die Mauer  
etwas erhöht und aufwendig verziert, mit Symbolen vergangener Herrscher und  
gestorbener Träume. Symbole der Narretei, die von Träumern gefertigt wurden.  
Sie priesen Nidäe und dämonisierten Garkef. Kein Platz in dieser Zeit, keinen  
Raum in der Wirklichkeit der Schwerter.

Hinter dem Tor und auf diesem Mauerabschnitt hatte er seine ganze Schar  
aus vierhundert Bogenschützen versammelt. Teerfässer standen bereit und Fa-  
ckeln, an denen die Pfeile entzündet werden sollten. Sie sollten dazu dienen,  
Belagerungstürme und Rammböcke in Brand zu setzen.

*Die werden sie nicht brauchen. Du machst dir etwas vor. Sie werden alle ab-  
schlachten und irgendwann bist du an der Reihe. Hättest du dich nur nicht ge-  
meldet, du Idiot. Tewi. Ob sie schnell gestorben war? Hatte sie gelitten? War sie  
gefangen und litt noch immer in irgendeinem der grausamen Lager der tobenden  
Braunhäute?*

Vor drei Jahren hatte es nicht nach Krieg ausgesehen. Die diplomatischen Be-  
ziehungen waren frostig gewesen, ja, aber die Bedrohung für die Varikana  
durch die Stämme der Gritena, die sich aus dem fernen Osten immer weiter  
Richtung Kontinent-Mitte ausbreiteten, war viel zu akut gewesen, als dass die  
Strategen Wellerhalls angenommen hätten, sie würden in den nächsten zehn  
oder mehr Jahren expandieren. *Ein fataler Irrtum, den ich mit dem Leben bezah-  
len werde. Heerführer? Nichts weiter als ein Witz.*

Er war nur Heerführer, weil seine sechs Vorgänger in den letzten vier Wo-  
chen gestorben waren. Er war nun an der Reihe, weil sich kein anderer mit  
hochadeligem Blut hatte finden lassen und irgendeine verrückte Regel befahl,  
der Heerführer musste hochadeligen Blutes sein – der Hochadel aber war be-  
reits in Pinita. Man hatte sich rechtzeitig empfohlen. Mit den besten Wünschen  
natürlich.

Diese Regel war nur einer von vielen Nägeln für seinen Sarg. Die meisten hatte er selbst hineingeschlagen. Hinter ihm gingen zwei Steintreppen in weiten Bögen zum Tor und dem davor liegenden Hof hinab. Dieser war frei zugänglich und ein Dutzend Straßen ging von ihm ab. Diese waren gesäumt mit Häusern, die die Stadt ausfüllten wie eine Tonne Fisch ein Fass in das nur eine halbe hineinpasste. Sie würden (werden) brennen wie Zunder. Die Wände waren zwar aus Lehm oder Stein, aber die Dächer aus Stroh oder Reet. Es würde brennen wie zum Jahresfest, und auch wenn er Soldaten und Zivilisten als Löschtrupp bereitstellen hatte, würden diese im Chaos der Schlacht kaum zur Geltung kommen.

*Oh, bei allen Elohim!*

Hätte er in Mathematik besser aufgepasst, er hätte ihre Chancen berechnen können. So konnte er nur auf seine grobe Einschätzung zurückgreifen; diese aber sagte ihm bereits, dass er sich genauso gut vom Bergfried stürzen konnte.

Einen Moment stellte er sich vor, was er tun würde, wenn der Varikana-König ans Tor ritt, abfällig den Blick hob und sagte: »Komm mein Junge, mach das Tor auf, dann wird keiner verletzt.«

Öffnete er, wie seine schlotternden Knie und sein trockener Mund es verlangten, würde er als jämmerlichster Feigling in die Geschichte Wellerhalls eingehen und eben über jene Stadt unendliche Schande bringen. Täte er es nicht, landete er wieder bei seiner ursprünglichen Kalkulation und konnte sich auf den Weg zum Bergfried machen.

Einer seiner Soldaten kam eine der Steintreppen zur Mauer hinaufgelaufen. Er musste sich an hunderten seiner Kameraden vorbeischieben. Sie alle trugen braune Hosen und braune Hemden, darüber ein silbernes Kettenhemd und einen schwarzen Harnisch aus dickem Leder, auf dem Kopf einen Helm mit Visier, das über der Nasenwurzel verlief und außerdem mit kleinen Eisengräten die Wangen zu schützen vorgab. Gegen die Kopfspalteräxte der Varikana nahezu nutzlos; gegen ihre Lanzenwerfer, Katapulte und Langbögen ebenfalls.

All diese Soldaten waren gut trainiert, aber wenig kampferprobt. Wellerhall hatte vierzig Jahre keine Schlacht erlebt – lange genug, um alle erfahrenen Soldaten zu beerdigen.

Der Soldat, Gor-Ferla, der älter und besser geeignet war als Heerführer und das genau wusste und auch genau wusste, dass Torn es wusste, erreichte die Zinnen. Er war breitschultrig, mit dichtem Bart und hatte zumindest schon mal einen Mann im Kampf getötet – anders als die anderen Buben, die um ihn herum standen, und nur so tun konnten, als wären sie bereit für den Kampf.

Es war ein Gritena gewesen. Es war einer der wenigen reisenden Gritena gewesen, die selten gesehen und noch seltener gesprochen waren. Ein kräftiger Hüne, der im Kappelpinz, der Taverne eines Mannes aus Togendri, der sie nach seinem Vater benannt hatte, mit einigen Pinita Soldaten in Streit geraten war. Angeblich hatten sie sich viel Mühe gegeben, mit ihm in Streit zu geraten. Er hatte zwei von ihnen bewusstlos geprügelt, als er es im Kampfrausch mit Gor-Ferla – damals noch Wachmann der Garde in einer seiner ersten Nachtschichten – zu tun bekam. Der junge Wachmann tötete den Hünen mit einem schnellen Stich seines Dolches in die Lunge.

*Ein Stich die Lunge? Oh, Eloah Galatea! Ich werde sterben. Ich will nicht sterben! Werde ich auch so sterben? Durch einen Stich in die Lunge?*

»Herr Heerfrüher!«, meldete er sich und nahm eine steife Haltung des Respekts an.

*Lächerlich, dass er so tut, als würde er mich respektieren. Er muss es nicht sagen, damit ich weiß, wie sehr er sich meiner als sein Befehlshaber schämt. Nur ich selbst schäme mich noch mehr.*

»Was habt Ihr für mich, Gor-Ferla?«

»Eine Nachricht, mein Herr. Aus dem Königreich Hagen. König Hagen hat zu einem nicht genannten Preis mit den Varikana ausgehandelt, dass ein Duell über die Zukunft Wellerhalls entscheiden wird.«

»E... ein Duell?«

»Ja, Herr. Die alten Gesetze bedeuten doch noch etwas. König Hagen hat eine große Streitmacht und sich mit König Togen zusammengetan. Sie ziehen genug Truppen im Norden zusammen, um die Varikana unter Druck zu setzen. Wellerhall hat sich durch gute Geschäfte und niedrige Zölle und Steuern Hagen immer verdient gemacht. Nun zahlt er es uns zurück – er bietet uns die Chance, zu überleben. Durch unsere eigene Kraft.«

»Ja, das ... das ist großartig.« Torn trat zurück an die Zinnen und lehnte sich schwer darauf, dann strich er sich nachdenklich durch die kurzen blonden Haare.

»Wie ... wie war das mit den alten Gesetzen ... wer focht noch mal diese Du-elle?«

Gor-Ferla strahlte vor Stolz, seine Augen glitzerten vor Eifer. *Gut geschau-spielert. Spielst du in deiner Freizeit nicht Theater, Gor-Ferla? War es nicht so? Sag schon!*

»Diese Ehre gebührt dem Heerführer.«

Torn schluckte, was sehr schwer war mit zugeschnürter Kehle.

»Ja, richtig. Welch eine Ehre.«

»Man wird Volkslieder über Euch singen, wenn Ihr Wellerhall rettet.«

*Wenn? Falls! Man wird auch Lieder über mich singen, wenn ich abgeschlach-tet im Sand liege – der Inhalt wird nur ein anderer sein und die Orte, an denen sie gesungen werden.*

»Sind die restlichen Stadtoberen in den Booten?«

»Ja, Herr. Sie brechen gerade auf. Eure ... Frau war nicht an Bord.«

»Was? Ihr hattet klaren Befehl, sie fortzuschaffen!«

»Sie insistierte, Herr. Meine Männer haben sie in Eurem Haus angetroffen, sie ... sie hat sich aber nicht ergreifen lassen.«

»Eure Soldaten sind nicht in der Lage, eine einzelne Frau festzunehmen? Ich hatte keine Ahnung, wie froh wir alle über das Hagener Angebot sein können! Wie konnte sie entkommen?«

»Ich denke, dass wisst Ihr selbst am besten, Heerführer.«

Torn fuhr zu Gor-Ferla herum. Der Blick des Soldaten war ernst und beleidigt.

»Ihr wisst nichts von meiner Frau!«, fauchte Torn.

»Genug, um sie mehr zu fürchten als die Varikana.«

*Genug, um sie mehr als den Tod zu fürchten? Ich liebe sie. Und das, obwohl ich genau weiß, was sie ist. Bin ich über meine Feigheit hinaus auch noch dumm?*

Torn hatte Gor-Ferla nicht zurechtgewiesen, für den endlich ehrlichen, respektlosen Ton. Stattdessen hatte der die Mauer verlassen und war zu seinem Haus gegangen. Er fand die alleinstehende Villa wie erwartet verwaist vor. Seine Diener hatte er auf die Boote geschleust, soweit es deren Platz erlaubt hatte. Sein Vater, der sich seines eigenen Namens nicht mehr erinnern konnte, und Tyryl, seine bildschöne Frau, hatten mit an Bord sein sollen.

Er trat durch die Eichenholztür und rief ihren Namen. Er widerhallte in dem leeren Haus, in dem nur noch wenige Möbel, die zu schwer zum Transport gewesen waren, standen. Papiere lagen verteilt am Boden. Beschrieben von der Hand seines Vaters. Nutzlose Überreste tausender Bäume, die wie Wellerhall längst dem Tod gehörten.

Tyryl war im ersten Stock. Sie saß auf ihrem breiten Bett, das mit einer roten Tagesdecke aus Seide bedeckt war. Sie trug ein rotes Kleid aus feinem Stoff. Dessen dünne Träger legten sich geschmeidig an ihre helle Haut und ihr schwarzes Haar stand in so starkem Kontrast zu ihren blauen Augen, es kam Torn vor, als sehe er sie zum ersten Mal.

»Du hast es getan.«

Es war keine Frage, er wusste es, als er sie ansah. Sonst hätte sie Gor-Ferlas Soldaten nicht entkommen und nicht so bezaubernd schön sein können. Die Wochen der Sorge und der Angst vor dem bevorstehenden Krieg hatten sie altern lassen – alle Anzeichen davon waren ausgelöscht. Alle tränenrote Haut



wieder ungefärbt und rein. Alle Sorge aus ihrem Blick gewichen. Liebe las er darin; aber auch Berechnung, Abwägung und ein Wissen, dass die Jugend ihres Körpers Lügen strafte.

»Ein gerechtes Opfer«, sagte sie mit ihrer unziemlich starken Stimme.

»Gerecht? Ich ... ich trage diese Uniform, dieses Schwert, damit du geschützt bist!«

Er hatte keine Kraft mehr. Seine Knie gaben nach, er stürzte vor ihr und umschlang weinend ihre Beine, legte seinen Kopf in ihren Schoß und ließ der Trauer freien Lauf.

»Weine nicht, Athelias, Heerführer Wellerhalls. Du hast mich nur in diesem Leben verloren. Ich musste mein Leben opfern, um das Wissen zu erlangen, das du brauchst, um die Stadt und all die Menschen zu retten.«

»Ich ... ich will sie nicht retten! Sollen sie doch krepieren! Dich wollte ich retten!«

Er schluchzte und wand sich – aller Ehre, die der Titel Heerführer mitbrachte, zum Spott, empfand er nicht den Hauch von Mut oder Ehre. Er wollte mit ihr weg, sich verkriechen hinter den riesenhaften Mauern Pinitas, die noch jeder noch so blutrünstigen Mörderbande standgehalten hatten.

»Ich weiß.« Sie streichelte sein Haar. Ihre Berührung war so echt. Ihre Stimme so gut hörbar wie vor ihrem Tod. Das Wissen um ihre magische Existenz, ihr erzwungenes Fortdauern in der Welt der Lebenden, machte ihre Berührung nicht weniger schön und beruhigend.

»Ich habe aber auch einen freien Willen, mein Mann. Ich habe mich entschieden, mein Leben zu geben, um das deine zu retten. Du wirst dieses Duell für dich entscheiden; mit der Hilfe der Elohim, unserer Herren und Erlöser. Schau.«

Er schaute auf. Durch den Tränenschleier sah er nichts. So wischte er ihn mit seinem Ärmel weg. Auf seinem Schreibtisch stand eine verkorkte Glasflasche, in der sich eine durchsichtige Flüssigkeit befand.

»Die anderen Hexen, die ihr Leben der alten Tradition nach hingaben, halfen mir das Schattenfeuer zu brauen. Es wird dir den Weg zeigen.«

»Schattenfeuer?«

»Ganz recht. Wie du weißt, hat eine brennende Kerze keinen Schatten. Die Feuer dieser Welt, in der ich jetzt bin, haben einen Schatten. In ihrem Schatten gebrauter Sinnestrank verleiht dir die Macht, zu sehen, was dein Gegner tun wird. Es verleiht dir nicht die Fähigkeit, seine Gedanken zu lesen, jedoch die, seine Handlungen vorherzusehen.«

»Aber wie? Ich ... ich bin kein Magier.«

»Du wirst seinen Schatten sehen. Sorge dafür, dass das Duell am Nachmittag stattfindet, wenn die Sonne im Osten versinkt. Sein Schatten wird tief fallen und wenn ihr seitwärts zur Sonne steht, wirst du seine Bewegungen vor denen seines Körpers sehen.«

»Derartiger Zauber ist verboten. Verderbteste Magie und Teufelei aus Garkef – wie kann ich wissen, dass du meine Frau bist?«

Er fuhr herum, zog sein Schwert und hielt es ihr entgegen. Die Klinge zitterte. Er hatte kaum die Kraft, sie zu halten. Trauer stand in ihrem Blick. Sie erhob sich voller Eleganz vom Bett und trat ihm so weit entgegen, dass die Klinge gegen ihre Brust drückte.

Sie konnte alles Mögliche sein. Ein Dämon, eine der Waldhexen oder gar eine Heidin – oder eine Täuschung des Feindes, die seinen ohnehin vom Schicksal fixierten morgigen Abgang in die Nachwelt, noch demütigender werden lassen sollte.

»Ich bin Tyryl, und ich liebe dich Athelias. Nimm das Schattenfeuer, trinke es vor dem Kampf und gewinne. Vertreibe die Varikana aus unseren Landen und werde auch im Herzen der Heerführer, den deine Männer jetzt bereits in dir sehen.«

»Pah! Sie halten mich für einen Versager. Die Männer respektieren keinen Aufschneider, der noch nie getötet hat!«

»Hör auf, so zu reden!« Ihre Stimme hatte alle Liebe verloren; sie klang hart und herzlos. Ihre Haut war weniger milchig, ihr Haar noch dunkler.

»Nimm das Schattenfeuer und erringe den Sieg – enttäusche mich nicht oder die Ahnenhexen werden mich verdammen. Die Unterwelt ist kein Ort für Beschämte. Sie werden mich verjagen und ich werde für immer augenlos durch die Dunkelheit streifen. Nimm es. Nimm es!«

Ihre Stimme wurde immer lauter, hallte in seinem Kopf und donnerte durchs Gebälk, dass es erzitterte. Er steckte sein Schwert ein und ergriff die Flasche. Dann wandte er sich entsetzt ab und rannte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und durch den Flur zur Eingangstür. Er schluchzte auf dem Weg und die Meter auf der Treppe, die er langsamer werden musste, um nicht zu stürzen, waren so schrecklich, er rechnete jeden Moment damit, von hinten gepackt zu werden. Er erreichte die Tür. Er fuhr herum. Tyryl kam mit großen Schritten auf diese zu – obwohl sie gar nicht so schnell ins Erdgeschoss hatte kommen können. Mit einem Schlag fielen die Flügel knallend zu. Er schrie vor Schreck.

»Athelias.«

Er schrie erneut auf und fuhr herum. Tyryl stand hinter ihm auf der Straße. Wieder so lieblich, wie er sie kannte. Sie legte ihre Hand auf seine schweißnasse Wange. Die Berührung warm und sanft.

»Ich bin an einem guten Ort, Torn. Mach dir keine Sorgen. Gewinne, und rette all die Leben, die durch das Geschick des Schicksals in deine Obhut geraten sind.«

Torn spürte seinen Mut wachsen.

»Dank deines Opfers habe ich eine Chance. Außerdem weiß ich jetzt, dass nach dem Tod etwas ist; dass du dort auf mich wartest.«

Tyryls Verlust zerriss ihn. Die ganze Nacht lag er wach, bestaunte das Schattenfeuer, das als einfache klare Flüssigkeit daherkam, und fragte sich, ob er sie im Stich gelassen hatte.

*Was hätte ich machen sollen? Die ganze Zeit war er damit beschäftigt gewesen, die Mauern zu verstärken. Ich hatte keine Zeit für sie ... sie hat sich das zusammengereimt, um mich zu retten. Ich wurde von meiner Frau gerettet, obgleich ich geschworen habe, sie zu schützen. Wie kann ich noch mehr Schande über mich bringen – oder über meinen Vater, den sie Tausendschlächter nannten. Nichts wird mich retten. Auch dieses Gesöff nicht, für das sie sich umgebracht hat.*

*Die Varikana werden sich totlachen. Sie werden sich in den Armen liegen, die jüngeren zumindest, die sich am Leid ihrer Feinde noch ergötzen. Die älteren, die Krieger, werden sich beschämt abwenden, wenn mich mein Gegner in Stücke reißt wie einen Hammel. Sie werden sich des Tages schämen und meines lächerlichen Auftritts. Meine Soldaten werden die tiefste Enttäuschung empfinden, die je empfunden wurde. Ich werde mit meiner Feigheit ein Meer aus Schande mit Tränen füllen ...*

Er weinte sich in den Schlaf.

»Herr?«

Torn schlug die Augen auf. Er war irgendwann eingeschlafen. Jemand lugte durch einen Türspalt in sein Zimmer, das in einem der an die Mauer angrenzenden Häuser war.

Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und erkannte das markige Gesicht Gorferlas. *Noch vor Sonnenuntergang wirst du der siebte Heeresführer sein*, dachte er verdrossen, als ihm die Ereignisse der bevorstehenden Stunden in den Sinn kamen.

»Herr? Alles wartet auf Euch.«

*Was? Wie ...?*

»Es ist nicht mal Mittag!«

Er sprang aus dem Bett und riss demonstrativ die Holzläden der Fenster auf. Die Sonne stand nicht mal im Zenit. Wenn er jetzt kämpfte, dann vielen die

Schatten nicht so, wie Tyryl sie für ihn geplant hatte. Er hatte zwar keine Ahnung, ob es einen Unterschied machen würde, aber er würde es auch nicht darauf ankommen lassen. Als er sich wieder umdrehte, traf ihn der ehrliche Blick seines ersten Offiziers.

»Seid Ihr zu feige, Herr?«

»Das Herr könnt Ihr Euch sparen, wenn Ihr so redet.«

»Dann werde ich darauf verzichten.« Er trat ein und schloss die Tür. Gor-Ferla trug seine Uniform mit Stolz und sein Schwert wie eine tödliche Waffe und nicht wie ein schickes Accessoire. Er war, was Torn gern gewesen wäre. Aber Tyryl hatte ihm keinen Trank gebraut, die Körper zu tauschen.

»Ich will nicht sterben.«

*Oh Elohim, was rede ich? Ich könnte genauso gut meine Eier abschneiden und aus dem Fenster hängen. Ich bin so erbärmlich – selbst der Schamesröte nicht würdig.*

»Niemand erwartet von Euch, dass Ihr es wollt, noch dass Ihr es werdet. Ich sage Euch, warum Ihr dennoch voller Mut und Ehrgeiz in dieses Duell gehen werdet, ob Ihr Euch siegessicher seid, oder nicht.«

Gespannt schaute Torn auf – Gor-Ferlas Stimme war ungewöhnlich sanft. Die verbliebende Ernsthaftigkeit war durch ihre natürliche Tiefe bedingt war.

»Ihr werdet vor die Tore treten und dem gefürchtetsten Varikana-Krieger entgegentreten. Wenn Ihr siegt, wovon ich ausgehe, aufgrund Eurer langen guten Ausbildung, dann werdet Ihr der neue Held des Westens sein. Wenn Ihr verliert«, Gor-Ferla reckte vielsagend die Hände und setzte sich unflätig auf den Tisch neben der Tür. »Dann werdet Ihr mutig sterben, nach einem guten langen Kampf. Wenn Ihr merkt, Ihr seid unterlegen, dann versucht alles, um einen blutenden Treffer zu landen. Ich werde sofort das Kommando übernehmen und eine Ansprache an die Soldaten halten. Ich werde von Eurem Mut sprechen. Ich werde davon sprechen, wie varikanisches Blut aussieht und ich werde davon

sprechen, dass für alle mutig Kämpfenden, das Totenreich der Krieger wartet, in dem sie die Ewigkeit genießen werden.«

»Aber es gibt kein Entkommen!«, fuhr Torn auf. Er hatte geschrien. Gor-Ferla hob besänftigend die Hand.

»Es sind Männer in den anderen Zimmern! Wenn sie Euch hören, was sollen sie denken? Verflucht noch mal! Reiß dich zusammen, Junge! Du hast die Offiziersausbildung genossen – hast mehr Schwertstunden, als ich je haben werde!«

»Aber ich habe nie getötet. Nicht einmal einem Tier habe ich in meinem Leben Leid zugefügt. Ich ... ich ... «

»Seid froh darum. Ihr habt die Chance, nur den zu töten, der es wirklich verdient hat. Glaubt mir, ich wünschte einige der Taten meiner Hände ungeschehen. Tut, was nötig ist. Ich warte draußen.«

»Warum wollt Ihr diese Rede halten, wenn es doch keine Chance auf Sieg gibt?«

»Wenn Ihr verliert, haben wir unsere Chance auf Weiterleben verwirkt. Dann werden wir bis zum Ende kämpfen. Es gibt etwas Größeres, als das eigene Leben.« Seine Stimme wurde träumerisch. Wie ferne Musik. »Wenn Ihr nicht nur Euch selbst im Kopf hättet, wüsstet Ihr das.« Wut funkelte in seinen Augen und einen Moment spannte sich Torn in der Erwartung Gor-Ferla greife ihn an.

»Jeder Varikana, der an diesen Mauern stirbt, kann anderen nicht mehr gefährlich werden. Jeder Bauer, jeder Gelehrte, dem wir durch unseren Kampf die Zeit verschaffen, zu entkommen, kann anderswo unsere Kultur weiterleben. Jedes Opfer, das wir bringen, wird die Soldaten auf anderen Mauern anfeuern, noch länger und noch härter zu kämpfen. Unsere Opfer sind nicht umsonst. Mit dem Wissen ist es leicht, zu kämpfen, selbst wenn man weiß, dass es der letzte Kampf ist. Verinnerlicht diesen Gedanken und Ihr werdet ohne Angst sein.«

»Meine Frau ist tot. Wir hatten keine Kinder. Mein Vater ist alt und gebrechlich und erkennt mich nicht mehr. Für wen soll ich kämpfen?«

»Für die, die es nicht können, Heerführer. Wir kämpfen für die, die es nicht können.«

Gor-Ferla schloss die Tür von außen. Torn legte seine Rüstung und sein Schwert an. Als er ihm auf den Flur folgte, wartete der Krieger dort.

»Ist ein Varikanabote eingetroffen?«

»Noch nicht.«

»Gut. Dann schicke einen Reiter. Sag ihnen, das Duell wird zwei Stunden nachdem die Sonne im Zenit gestanden hat, beginnen.«

»Jawohl, Herr.«

*Ich bin einer, der es kann. Ich bin kein Opfer, kein Vertriebener.*

Der Chor auf der Mauer, der seinen Namen in Einklang gerufen hatte, war verklungen. Nun war Torn allein, so wie er es die ganze Zeit befürchtet hatte. Alle von Gor-Ferlas Ratschlägen stoben auf wie der Sand unter seinen Armee-stiefeln und alle Handschläge und guten Zureden seiner Untergebenen lasteten nun schwer auf seinen Schultern, anstatt ihn zu beflügeln.

Er hatte sich für die Zeit von einer Stunde selbst von seinem Heldenmut überzeugt. Nun breitete sich die Wirklichkeit vor ihm und in ihm aus wie Schimmel in einem alten Brotlaib.

Seine Knie waren weich und zitterten, so dass er kaum gehen konnte. Es waren nur hundert Meter bis zu seinem Gegner. Er machte Schritt für Schritt, die Hitze der Nachmittagssonne spürend. Die Wärme des Schattenfeuers in seinem Bauch. Es hatte nach Honig geschmeckt. Er hatte versucht, die Schatten anderer zu erkennen, war aber zuerst gescheitert. Als bereits die Gesandtschaft der Varikana die Zeltstadt verlassen und sich auf den Weg gemacht hatte, war ihm auf der Mauer etwas aufgefallen: Die Vögel am Himmel, die in der Erwartung frischen Ases begierig kreisten, zogen ihre Schatten weiter vor sich her als gewöhnlich – äußerst ungewöhnlich sogar, bedachte man, dass ihre Schatten ge-

wöhnlich weit hinter ihnen zurückblieben. Das Schattenfeuer wirkte; er hatte einen dramatischen Vorteil.

Dennoch hatte er Angst. Sein Mund war trocken, er schwitzte und fragte sich, ob er wirklich seine Hände die ganze Zeit immer wieder nervös auf und zu machte. Der Varikana war ein Koloss – zwei Meter groß und breitschultrig, in eine schwarze Rüstung gehüllt, deren Brust und Schulterpanzer blutrot waren. Auf dem roten Brustpanzer waren mit weißer Farbe – Torn zählte grob, als er nah genug war – 21 senkrecht durchgestrichene Kreise gemalt. 21 getötete Feinde, verewigt auf dem letzten Menschen, den sie gesehen hatten. In seiner Hand trug er einen wuchtigen Helm, mit zwei Hörnern oben drauf, die sich bedrohlich nach vorne bogen.

Torns Helm war schlicht und wies keinen Kratzer auf – nicht nur ein Anzeichen, dass er neu war, sondern auch eines für seinen geringen Gebrauch.

»Die Aasfresser warten schon, Nummer 22«, sagte der Duellant der Varikana mit tiefer Stimme. Sein Gesicht war breit, kleine Augen starrten aus tiefen Höhlen bluteifernd hervor und Torn las eine Kampfesfreude darin, die nicht einmal der kühnste Wellerhaller entfesseln konnte. Das Schwert an seiner Hüfte war riesig und im Gegensatz zu Torns kampf- und todeserprobt.

»Nimm dich zusammen, Sefregas.« Der zweite Sprecher war ein Varikana kleinerer und gepflegterer Natur.

»Ich bin Canizera, Heerführer der varikanischen Freiheitskämpfer.«

*Freiheitskämpfer? Für wen war dieser perverse Witz? Für mich? Ich werde ihn vermutlich keinem mehr erzählen.*

Er trug ein stolzes Gewand aus purpurner Hose und goldenem Oberteil, das fein geschnitten und reichlich mit farbenfrohen Mustern bestickt war. Seine Haare, schwarz und schulterlang, glänzend durch wohlduftendes Öl und seine Hände sauber und von harter Arbeit ihren Lebtage lang verschont geblieben, lagen ruhig aufeinander.



»Wir kommen zusammen, um im Duell, der alten Gesetze entsprechend, die Belagerung der Varikanastadt Vest-Toldres, zu beenden.«

»Ihr meint Wellerhall!« Torn war am überraschtesten, dass er den Mut gefunden hatte, zu sprechen – es wunderte ihn schon, dass er überhaupt noch atmen konnte vor Angst.

Er starrte die ganze Zeit auf den Boden rechts der beiden Männer. Ihre Schatten rührten sich nicht, weil sie sich nicht rührten. Heerführer Canizera ging auf seine Unterbrechung nicht ein; er schien sie nicht ernst zu nehmen.

*Warum auch?*

»Wir entscheiden dies in einem Kampf auf Leben und Tod, zwischen dem besten Krieger, Sefregas, und Euch, seinem nächsten Opfer. Ich entferne mich jetzt, bei Eingreifen Eurer Soldaten, werden wir sofort angreifen und niemand wird verschont. Wenn Sefregas, wie die Götter es erwarten und herbeisehen, gewinnt, werden alle verschont, die Soldaten werden Wellerhall Richtung Pinita verlassen und die Bürger werden ihnen nach der Selektion folgen.«

*Selektion? Ihr meint Versklavung der tauglichsten! Unserer Kultur!*

»So haben die Schreiber es notiert. Und so wurde es an die Könige Hagen und Togen übermittelt«, fügte Torn bestimmt hinzu. Canizera lächelte schmal, wobei seine dunkelbraunen Augen kühl blieben.

Torn lächelte auch, aber traurig. Gor-Ferla hatte angekündigt, die Anweisung zu ignorieren. Er würde die Zivilisten fortschicken und mit seinen Soldaten bis zum letzten Mann kämpfen. Kapitulation war schlimmer als der Tod – Gor-Ferlas Meinung nach.

»Erledige ihn schnell, Sefregas, ich will in einem der berühmten Wellerhaller Badehäuser zu Mittag speisen.«

»Euer Wort ist mir Befehl, Herr. Und guten Hunger, falls wir uns vorher nicht sehen.«

*Der nimmt mich kein bisschen ernst. Ich bin der Witz, der ich befürchtete, zu sein.*

Canizera zog sich zurück. Dreißig Meter entfernt warteten mehrere Soldaten und Diener mit einer Sänfte auf ihn. Er setzte sich hinein und nahm einen Apfel, der ihm gereicht wurde. Dann wartete er im Schatten auf den Beginn des Duells.

Torn lächelte. Sein Mut war gefestigt. Er hatte die Bewegung von Canizeras Schatten einige Augenblicke vor denen seines Körpers gesehen.

Gespentige Ruhe kehrte ein. Die Soldaten auf der Mauer und die im Varikanalager hielten den Atem an. Alle Verantwortung ruhte auf Torn's Schultern. Sefregas setzte seinen Helm auf. Torn riss sich von seinem Schatten erst einmal los und tat es dem Riesen gleich.

Er musste den Kopf in den Nacken nehmen, um seinem Gegner in die Augen zu sehen.

»Stirb, Varikana!«, fluchte er und spürte heißen Zorn, als Sefregas nur dumpf lachte.

»Große Worte, kleiner Mann. Zeig, ob du mehr drauf hast, als die fünf Jamerlappen, die dir vorrangigen.«

Sefregas griff an.

Torn schaute auf den Boden rechts des Varikanas. Er sah Sefregas Schwertarm vorstechen, sah den Schatten der Klinge sich durch seine Brust bohren. Er sprang zur Seite und die Klinge verfehlte ihn knapp – es raunte aufgeregt hinter ihm. Instinkte brachen durch, antrainiert in stundenlangen Schwertkampfeinlagen. Er stieß mit dem Handknauf gegen die Klinge seines Gegners, und führte seinerseits einen Schlag nach ihm. Sefregas sprang zur Seite und machte zwei schnelle Schritte zurück, um sein Gleichgewicht wieder zu finden. Applaus und Jubel erreichte Torn's Ohr.

Er bewegte sich nach links, erschrak und sprang schnell wieder in seine Ausgangsposition zurück. Sefregas Schatten fiel wieder sichtbar neben ihn. Sefregas kam erneut, die Klinge weit über den Kopf gehoben. Torn hatte eine Sekunde, um zu reagieren. Er sprang vor, tauchte unter dem Kopfüberschlag hindurch

und stieß mit aller Kraft zu – er bohrte seine Klinge durch Sefregas Bauchpanzer und in dessen Fleisch. Die Wellerhaller kreischten lautstark auf. Im Augenwinkel sah er Canizeras ungläubig den Apfel fallen lassen. Dann flog er durch die Luft.

Sefregas hatte ihn gepackt, ließ sich nach hinten fallen und schleuderte ihn durch die Luft. Er verlor sein Schwert, alles drehte sich und dann schlug er mit dem Gesicht voran auf. Sein Schädel dröhnte, Sand war in seinem Mund und als er hustend und röchelnd hochkam, musste er mit Sand in den Augen, den Boden wild nach seiner Waffe abtasten. Als er sie fand, richtete sich sein Gegner grunzend wieder auf.

»Du kleiner Scheißer! Du hast mich verletzt! Dafür bezahlst du!«

»Blut! Er blutet!« Gor-Ferlas Stimme hallte über das Schlachtfeld. Jubel folgte ihm. Torn hatte den Varikana an der Hüfte getroffen. Blut floss über dessen Bein und tropfte zu Boden. Leider schien Sefregas jetzt erst richtig wach und seine Augen brannten vor Hass.

*Jetzt war es persönlich*, dachte Torn voller Unmut. Er raffte sich auf und positionierte sich neu. Sefregas griff wild an und nun reichte die eine Sekunde kaum mehr, um zu reagieren. Seine Schwertstriche kamen schnell und sogar mit mehr Kraft als vorher. Torn werte sie ab, einen nach dem anderen, wich aus, immer die Augen auf den Boden gerichtet, immer auf den Schatten lauernd, den das Schattenfeuer ihm immer richtig prophezeite.

Der Jubel auf den Mauern nahm Überhand und Torn spürte sein Selbstvertrauen wachsen. Sefregas kam schnell auf seine linke Seite und holte zu einem Hieb aus, der ihm den Kopf abgetrennt hätte. Torn duckte sich wohlwillingen und trat dem Varikana in den Magen. Sefregas grunzte und stolperte zurück.

Jubel! Torn wandte sich der Mauer zu und hob das Schwert. Ein siegessicherer Schrei entfuhr seiner stolz geschwellten Brust. Er fuhr herum und griff Sefregas ungestüm an. Seine eigenen Bewegungen sah er nicht früher, dafür sah er seines Gegners Abwehrbewegungen und steuerte seine Klinge daran vorbei. Sefregas stöhnte, als er ihn an der Schulter erwischte. Blut spritzte über

den Boden. Er breitete die Arme aus und strahlte der Mauer entgegen. Sie jubelten. Sie jubelten ihm zu und er genoss ihre Zurufe.

*Heerführer Torn. Volksheld Torn. Torn der Befreier. Der Varikana-Henker!*

Sefregas kam wieder hoch. Er griff an seinen Kopf und nahm den Helm ab. Blut tropfte aus einer Platzwunde über dem rechten Auge auf sein Gesicht. Alles lächeln, alle Leichtigkeit war verschwunden. Dieser Varikana war nicht nur wütend – Torn hatte ein ganz anderes Problem: Sefregas nahm ihn ab sofort ernst. *Aber was brachte das? Nicht! Nichts wird es ihm helfen! Ich sehe die Zukunft.*

»Ich bin unbesiegbar!«

Jubel.

Von Sefregas kein Ton. Weder Spott noch Beleidigungen. Er stieß kraftvoll sein Schwert in den Boden.

»Ja. Gib besser auf, du Braunhaut! Du ...«

Sefregas löste gemächlich seinen Gürtel, öffnete seinen Hosenstall und ließ etwas in seine Hand fallen, das Torn unweigerlich an die varikanischen Lanzenwerfer erinnerte.

»Siehst du, Blanvarie, ich pisse auf dein Land.«

*Stirb!*

Torn griff an. Er tänzelte um ihn herum. Verletzte ihn noch zwei Mal und ließ sich weiter feiern. Er musste ihn leiden lassen, als Genugtuung für die ekelhafte Beleidigung dieses Wilden.

Die Zeit verging. Bei einem neuerlichen Jubeltaumel machte er Gor-Ferla auf der Mauer aus und ihre Augen trafen sich.

Dann traf ihn ein Regentropfen auf der Wange. Seine Bewegung gefror. Sein Lachen ebenso. Alle Augenpaare reckten sich der Sonne zu.

Torn drehte sich um und während Sefregas wieder auf die Beine kam und schnaubend auf ihn zuwankte, schoben sich aufgetürmte schwarze Unwetterwolken über den Himmel. Die Sonne wurde verdunkelt – alle Schatten verschwanden; lösten sich auf in der allgemeinen Lichtlosigkeit. Torn kroch der

Angstschweiß auf tausend winzigen Füßen auf die Stirn. Seine Zuversicht machte kehrt und rannte panisch davon, sein Mut erdolchte sich und lag verblutend am Boden.

»Stirb du Wurm!«

Sein Hieb war schnell, Torn parierte knapp. Er duckte sich unter dem nächsten Hieb, aber zu spät. Die Klinge streifte seinen Helm. Es dröhnte in seinem Kopf und er verlor den Boden unter den Füßen. Sein Helm kullerte davon und als er sich in die Haare fasste, kam seine Hand blutverschmiert zurück.

Torn rollte zur Seite, Sefregas Klinge grub sich in den Boden. Er trat nach dem Riesen, traf nur Luft, rollte wieder zur Seite, Sefregas Klinge streifte seinen Oberschenkel, Blut spritzte und Torn schrie auf, sprang zur Seite, machte eine Rolle, entging der ausgreifenden Klinge nicht und schrie erneut, als sie seinen Rücken aufschlitze. Er ließ die Klinge kraftlos fallen und stürzte mit dem Gesicht voran in den Sand.

*Warum hast du mich verlassen Tyryl? Warum hast du mich verraten?*

Er sah Gor-Ferlas trauriges, erschüttertes Gesicht auf der Mauer. Er hörte die brutale Stille. Diese unerträgliche Stille, die nur auf urplötzlich bitter enttäuschte Euphorie folgen konnte.

Sefregas trat hinter ihn und heiß und grausam explodierte der Schmerz in seinem Rücken, als er sein Schwert in ihn bohrte. Seinen Siegeschrei hörte er nur durch einen fernen Schleier. Der Regen prasselte auf ihn nieder, durchnässte sein Gesicht und machte den Boden dunkel.

»Ihr habt echten Wellerhaller Mut gesehen!«, schrie Gor-Ferla, nun siebter Heerführer. »Ihr seht varikanisches Blut! Ihr seht, sie sind verwundbar und wenn wir mutig zusammenstehen, werden sie an unserer Mauer branden, wie Wasser auf Fels ...«

Torns Sinne schwanden. Das Kriegerreich wartete auf ihn. Er würde Tyryl fragen, warum der Regen nicht ein paar Minuten später gekommen war?

Athelias lächelte.

Sie würde ihn fragen, warum er das Duell nicht schneller beendet hatte? Warum er auf den Jubel nicht verzichten konnte?

**Ende**